



© Giuseppe Micciché

war Landschaftsarchitekt und Bildhauer. Mit den Dreien führte ich sehr produktive Gespräche und kritisierte die Gestaltung in der Landschaftsarchitektur Anfang der 80er-Jahre. Ich behauptete, das sei einfach gezeichneter Gartenbau aber keine Landschaftsarchitektur. Was uns damals sehr gefehlt hat, das war der gestalterische Aspekt. Und das ist heute wieder ein Thema, denn wir schieben vieles auf Mitbestimmung, auf den Klimawandel und so, aber welchen Einfluss hat das auf unsere Gestaltung?

Was hat sich seither an Deinem fachlichen Fokus verändert?

In den 80er-Jahren, als ich bei Dieter Kienast gearbeitet habe, wurde die Verwendung einheimischer Pflanzen strikt gefordert. Mit der Zeit wurde mir klar, dass die meisten Menschen gar nicht wissen, was einheimisch ist. Heute wird in den Bau- und Zonenordnungen die Forderung nach einheimischen Pflanzen bald gestrichen werden, weil zum Beispiel die Stadt Basel wegen des Klimawandels viele mediterrane Bäume pflanzen muss. Alles ist in Bewegung und nicht so statisch, wie wir oft denken. In Paris starben im heißen Sommer 2018 tausende ältere Menschen. Was bedeutet das freiraumplanerisch? Wir müssen Eingriffe wie Georges-Eugène

Hausmann denken, der Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris über 20.000 Gebäude abriß, damals aus militärisch-politischen Gründen. Ich glaube, das ist die Eingriffstiefe, mit der wir in Zukunft operieren werden, auch hinsichtlich der Biodiversität. Der Berufsstand hat hier noch kein entsprechendes Bewusstsein entwickelt. Seit den 80er-Jahren sind unsere Aufgaben viel umfassender geworden, und natürlich gestalten wir immer noch Stadtplätze und Stadtparks, aber wir müssen uns darüber im Klaren werden, wie die größeren Landschaftsräume dazu in Beziehung stehen. Zum Beispiel wurden im Zuge der COVID-Krise in Zürich zahlreiche innerstädtische Parks gesperrt. Also sind die Bewohner*innen in die stadtnahen Wälder und Landwirtschaftsflächen ausgewichen. Was wir erlebt haben, ist ein Vorgeschmack auf das, was passieren wird, wenn die Innenstadt in dem Maße verdichtet wird, wie es das neue Programm der Stadt Zürich vorsieht. Wir müssen Gebäude abreißen und mit größerem Volumen neu aufbauen. Wir müssen Freiräume zerstören, und diesen Verlust gilt es zu kompensieren. Natürlich finden wir es gut, wenn sich die Stadt nicht weiter in die Landschaft ausdehnt. Aber anstatt der Gebäude werden sich künftig die öffentlichen Freiräume ins Umland ausbreiten.

Den Rückzug aus der Landschaft in Betracht ziehen Udo Weilacher im Gespräch mit Professor Günther Vogt in Zürich

Udo Weilacher ist Professor für Landschaftsarchitektur und Transformation an der TU München.

Günther Vogt ist Professor für Landschaftsarchitektur an der ETH Zürich und außerordentliches Mitglied im Alumni-Club Landschaft der TU München

Udo Weilacher: *Lieber Günther, du zählst heute zu den erfolgreichsten Landschaftsarchitekten Europas, bist seit 2005 Professor an der ETH Zürich und seit Juni 2020 außerordentliches Mitglied im Alumni-Club Landschaft der TU München. Was ist der Grund für deine Mitgliedschaft?*

Günther Vogt: Einige meiner Mitarbeiter*innen haben in Weihenstephan studiert. Sie machten mich auf den Alumni-Club Landschaft aufmerksam und betonten, dass es wichtig fänden, dass sich auch Leute von außerhalb der TUM an den fachlichen Debatten beteiligen. Dieser Austausch ist ganz wichtig, weil die Gruppe der Landschaftsarchitekt*innen eine kleine Community darstellt.

Mitte der 70er-Jahre wurdest du an der Gartenbauschule Oeschberg in der Schweiz ausgebildet und hast Anfang der 80er-Jahre am Interkantonalen Technikum in Rapperswil Landschaftsarchitektur studiert. Welche fachlichen Fragen haben dich als Student umgetrieben und mit welchen Fragen befasst du dich heute primär?

Ich hatte unglaubliches Glück, mit Dieter Kienast, Peter Erni und Jürg Altherr drei gute Lehrer in Rapperswil zu haben, die aus ganz unterschiedlichen Fachbereichen kamen. Dieter Kienast war Landschaftsarchitekt, Peter Erni Architekt und Autor eines der tollsten Bücher über Gestaltung mit dem Titel „Transfer. Erkennen und Bewirken“. Jürg Altherr



© Vogt

Du vermittelst diese Inhalte ja auch in der Lehre, seit 2005 als Professor. Welches sind die prägenden Merkmale deiner Lehre? Und was sind die wesentlichen Fertigkeiten und Kenntnisse, die du deinen Studierenden in erster Linie vermitteln möchtest?

In der Lehre geht es uns in erster Linie um die Vermittlung essentieller Fertigkeiten und Kenntnisse bei Fragen des künftigen Umgangs mit der urbanisierten Landschaft. Einerseits fokussieren wir dabei auf die Praxis des Entwerfens an sich. Ich habe Entwurf noch als Handwerk gelernt, mit „Transparency“ von Colin Rowe und Robert Slutzky oder dem morphologischen Kasten von Fritz Zwicky, um nur zwei Beispiele zu nennen. Jungen Menschen zeigen heute aber eine gewisse Resistenz, wenn man versucht, ihnen das Handwerk des Entwerfens beizubringen. Es geht dabei nicht um analog versus digital, sondern darum, das richtige Werkzeug für die jeweilige Aufgabenstellung zu nutzen. Das zu begreifen, ist nicht so einfach für die Studierenden. Andererseits reagieren wir mit unseren Lehrformaten auf die Feststellung, dass viele der Studierenden auf Grund ihrer Biografie über keine gelebte urbane Erfahrung mehr verfügen. Da versuchen wir einen möglichen Zugang zu schaffen. Mit dem Wahlfach „Urban Food“ gehen wir beispielsweise der Frage nach, wie sich eine Stadt ernährt – jenseits der allgegenwärtigen Diskussionen um Urban Gardening oder grüner Infrastruktur. Woher kommt das Trinkwasser in Zürich?

Wo wird das Essen produziert? Wie wird es in der Stadt verteilt? Wie wird es konsumiert oder recycelt? Entscheidend dabei ist, dass wir die Landschaft nicht mehr länger von der Stadt aus denken, sondern umgekehrt, die Stadt von der Landschaft her zu begreifen versuchen. Und obwohl wir die Unterscheidung zwischen Stadt und Landschaft eigentlich nicht mehr so explizit machen, stellt sich die Frage: Welche Qualität hat die Landschaft im Verhältnis zur Stadt?

Das klingt nach einem sehr direkten, sehr pragmatischen Zugang zur Landschaft.

Ja, denn Entwerfen ist immer konkret. Gleichzeitig operieren wir im Büro sehr differenziert. Wir kultivieren sowohl einen bildbasierten als auch einen wissensbasierten Zugang. Dabei wählen wir immer situativ, wann welche Methode in welcher Form zum Einsatz kommt. Fieldtrips spielen in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle, in direkter Anlehnung an die von Lucius Burckhardt formulierten Spaziergangswissenschaften. Denn die reale Erfahrung von Landschaften ist nach wie vor essentiell. In Frankreich war ich mit den Studierenden zum Beispiel in der Petite Camargue Alsacienne unterwegs, eine Auenlandschaft, die vor 15 Jahren komplett geflutet wurde. Die Studierenden fanden diese Landschaft mit den vielen toten Bäumen wunderschön. „Als ich Student war“, erklärte ich ihnen, „fanden wir das schrecklich, weil das wie Waldsterben

aussieht.“ Die Zeiten haben sich geändert, aber man kann Landschaft nur genießen, wenn man weiß, was man sieht – außer man nähert sich ihr über einen rein ästhetischen Zugang.

Für unseren neuen Master in Landschaftsarchitektur an der ETH Zürich haben uns alle Naturwissenschaftler*innen, also die Hydrolog*innen, Geolog*innen, Botaniker*innen und so weiter, geraten, dass ein Drittel des Unterrichts draußen stattfinden müsse. Das erfordert natürlich auf unserer Seite ein Umlernen, und selbstverständlich ziehe ich nicht alleine los. In Basel waren eine Botanikerin, ein Kulturtheoretiker und Biologe dabei. Wir waren also zu dritt mit den Studierenden unterwegs, und es war extrem intensiv für sie, Landschaft das erste Mal so zu erkunden. Am Ende wollen wir dann auch nicht nur schöne Bilder sehen. Die heute fast schon obsessive Verwendung von Renderings, verbunden mit einer „Referenzkultur“, die sich nicht einer kritische Bildanalyse im Sinne eines Erkennens von für den Entwurf möglicherweise wertvollen Themen widmet, sondern rein formale Analogien bemüht, verhindert unserer Ansicht nach den Blick auf das Wesentliche. Uns geht es vielmehr darum, die Landschaft als Ganzes zu verstehen.

Vogt Landschaftsarchitekten haben Büros in Zürich, London, Berlin und Paris, und viele Studierende beginnen nach ihrem Studienabschluss ihre berufliche Laufbahn

*bei euch. Welche Voraussetzungen müssen die Berufsanfänger*innen mitbringen, um gute Arbeit leisten, um erfolgreich in ihrem Job werden zu können?*

In unseren Büros sind Leute aus unterschiedlichen Ländern beschäftigt, und sie arbeiten alle in Teams. Um aber teamfähig zu werden, müssen Studierende im Studium lernen, ein Projekt selbstständig zu entwerfen und alleine zu verteidigen. Es geht darum, eine Haltung zu entwickeln, um diese dann später in einer erweiterten Gruppe aktiv einzubringen. Wir verstehen uns als Ausbildungsbüro, und wissen natürlich, dass das im Studium Erlernte nicht reicht. Das ist kein Vorwurf an die Hochschulen, aber die jungen Leute müssen noch ein bisschen Ausbildung bei uns bekommen. Wir sitzen ja gerade im Case Studio, einer Art Wunderkammer in der es vieles aus der Kultur der Landschaft zu entdecken gibt – vom ausgestopften Krokodil bis zum Flaschentrockner. In Zukunft werden wir sicherstellen, dass die Einsteiger*innen zuerst einmal zwei Monate hier verbringen können, bevor sie danach in den regulären Büroalltag gehen. Sie werden an experimentellen Aktionen teilnehmen. Zum Beispiel wie jüngst an den Vorbereitungen für die Ausstellung „Life“ zusammen mit Olafur Eliasson in der Fondation Beyeler in Basel.

*Das heißt, gute Landschaftsarchitekt*innen müssen diskursfähig sein, eine eigene Haltung an den Tag legen, teamfähig sein, aber gleichzeitig auch in der Lage, mal alleine Ideen zu produzieren und produktiv zu machen.*





Ja. Zudem ist Landschaft eine kulturelle Produktion, und das erzeugt an vier Bürostandorten einige Reibungen. Die Zusammenarbeit zwischen den Teams in Paris und London ist zum Beispiel etwas komplizierter. Die Wurzeln dafür liegen in einem sehr unterschiedlichen Verständnis von dem was der Begriff „Landschaft“ meint. In Frankreich beschreibt «paysage» eine territoriale Idee, während in England «landscape» ein eher malerisches Konzept skizziert. Das finde ich aber sehr spannend und wir versuchen, diese Differenzen produktiv für unsere Arbeit zu nutzen. Wir publizieren deshalb jede Woche interne Newsletter wo auch alle Mitarbeiter*innen eingeladen sind, eigene Inhalte beizusteuern, das heißt Bücher die sie gelesen haben und interessant finden, Aufnahmen von Field Trips oder auch Ausstellungen die sie besuchten und weiterempfehlen möchten. Zudem unternehmen wir einmal im Jahr gemeinsame Exkursionen, mal organisiert vom Büro in Paris, mal von den Leuten in London, Zürich oder Berlin. Mir macht das Spaß, weil es die Theorie nährt, dass Landschaft eine kulturelle Produktion ist. Diese unterschiedlichen Lesarten der Landschaft und nicht primär biologische oder klimatische Faktoren sind dann auch ausschlaggebend dafür, dass die Disziplin der Landschaftsarchitektur unserer

Meinung nach nur unter erschwerten Bedingungen global operieren kann. In der Architektur ist das hingegen einfacher. Denn für ein Hochhaus in Hongkong, Singapur oder New York sind die Anforderungen allesamt sehr ähnlich.

Dieter Kienast, du hast ihn schon erwähnt, ehemaliger Professor von uns beiden, Mentor, Büropartner und guter Freund hat vor 30 Jahren mal als kleines theoretisches Fundament zehn Thesen zur Landschaftsarchitektur formuliert. Ist es deiner Ansicht nach auch heute noch sinnvoll, mit solchen Thesen zu arbeiten?

Ich glaube, die Zeit allgemeingültiger Thesen ist vorbei. Landschaft an sich ist dafür viel zu komplex geworden. Thomas Kissling und Rebecca Bornhauser publizierten 2015 ein kleines Buch mit Gesprächen mit mir und betitelten die Sammlung mit „Landschaft als Wunderkammer“. Das „Cabinet of Curiosities“ kennt man ja schon seit dem 16. Jahrhundert. Mit Hilfe dieser Sammlungen wollte man eigene Geschichten erzählen, Ordnung erstellen und neue Entdeckungen machen. Viele Dinge im Case Studio erzählen von solchen Geschichten, vom Versuch, eine neue Ordnung zu schaffen, die sich aber nicht nur auf einer ästhetischen Ebene

abbildet. Diese Ordnung kann sich dauernd ändern, und das finde ich als Modell sehr spannend. Wir müssen beschreiben, was uns wichtig ist, aber unsere Position kann sich nach vier, fünf Jahren auch wieder ändern. Dann überprüfen wir im Büro anhand unserer Texte, welche Aspekte wirklich noch allgemeingültig sind. Es ist wichtiger, solche Beschreibungen zu erarbeiten als fixe Thesen zu postulieren.

Angesichts der zunehmenden Komplexität werden von Studierenden häufig grundlegende Leitlinien gefordert. Dabei geraten wir in einen Zwiespalt, denn auf der einen Seite will man Komplexität nicht zu stark vereinfachen aber auf der anderen Seite ist Komplexität, wenn sie ein gewisses Maß überschreitet, ja kaum mehr zu bewältigen. Braucht es am Ende also doch ein paar Grundsätze, an denen man sich orientieren kann?

Jetzt muss ich schmunzeln, denn Dieter Kienast hat sich damit bereits 1986 befasst und in der Fachzeitschrift Garten + Landschaft einen Text publiziert mit der Überschrift „Ohne Leitbild“. Ein Titel, den übrigens auch schon Theodor Adorno mit dem Zusatz „Parva Aesthetica“ für eine Schrift verwendet hat, in der er sich gegen die Formulierung von Leitlinien ausspricht, weil er hinterfragt,

ob eine allgemeine Ästhetik dem einzelnen Kunstwerk überhaupt gerecht werden kann. Dies trifft in adaptierter Form auch auf heutige Fragen bezüglich der Landschaft zu. Denn diese werden immer vielschichtiger und es ist wohl eher der entgegengesetzte Ansatz zu favorisieren, der nicht von Grundsätzen ausgeht, sondern das spezifische Wissen, das im Zuge einer Analyse aufgebaut wird, an den Anfang eines Entwurfes stellt. Dabei gilt es, die Analyse nicht wissenschaftlich präzise, sondern subjektiv wertend zu betreiben. So werden sich in unterschiedlichen Konstellationen bei gleichbleibender Fragestellung durchaus auch divergierende Ansätze ergeben.

Du realisierst nicht nur viele international bedeutende Projekte, sondern reflektierst über deine Arbeit auch und publizierst sehr erfolgreich. Welche Bedeutung hat das Schreiben für dich, und in welchem Verhältnis stehen Schreiben und Entwerfen in deiner Arbeit zueinander?

Für uns sind Publikationen Arbeitsinstrumente. Mit ihnen schließen wir eine bestimmte Projektphase ab und sorgen dafür, dass sie in den Büros auch diskutiert werden. Diese Diskussionen sind ziemlich intensiv, und wenn ich mit Kolleg*innen rede, staune ich immer wieder darüber,

wie sehr die Bedeutung solcher internen Diskussionen unterschätzt wird. Für unser Büro ist das wie eine Art Selbstreinigung auf dem Weg zu neuen Ufern. Das Protokollierte ist zwar nicht direkt übersetzbar, beeinflusst die Arbeit aber indirekt nachhaltig. Ich stelle gelegentlich fest, dass Ideen aus einem Buch plötzlich Jahre später wieder in einem Entwurf aufgegriffen werden. Beim Buch „Mutation und Morphose“, das Thomas Kissling, mein langjähriger Assistent an der ETH Zürich betreut hat, stellte er fest, dass das, was wir an der ETH unterrichten, nicht im Büro angewendet wird. Er findet das schwierig und das macht auch mich nachdenklich. Es ist tatsächlich ein Problem, dass unsere Büros oft nicht von dem profitieren, was wir an der Hochschule machen. Das hat damit zu tun, wie wir arbeiten, welche Tools wir verwenden aber auch mit dem Output, der im Büro anders ist als an der Hochschule.

Der deutsche Wissenschaftler Harald Lesch, Jahrgang 1960, hat sich in einem Vortrag vor dem gesamten studentischen Publikum im Audimax der TUM dafür entschuldigt, dass unsere Generation der nachfolgenden Generation die Erde in einem schlechteren Zustand hinterlässt als wir sie übernommen haben – und dass wir, obwohl wir es spätestens seit dem Bericht des Club of Rome von 1972 ganz genau wussten, dass wir auf falschem Kurs sind. Warum hat unsere Generation den erforderlichen Kurswechsel in den vergangenen 50 Jahren nicht geschafft?

Ich gebe Herrn Lesch vollkommen recht. Die Generation, die jetzt studiert, muss unglaublich viele Probleme lösen und wir haben die mitverursacht. Für mich war die Ölkrise 1973 eine einschneidende Erfahrung. Infolge dieser Krise hatten die Büros keine Arbeit. Dann kamen die 80er und 90er-Jahre, in denen wieder inflationär gebaut wurde, aber über die Ursachen und Wirkungen der Ölkrise wurde nicht reflektiert. Zudem fristete die Landschaftsarchitektur damals ein Mauerblümchen-Dasein. Von den Kollegen, die im Semester vor mir studierten, hatte keiner einen Job. Alle aus meinem Semester hatten einen Job – so schnell und unvorhersehbar hat sich das geändert. Die junge Klimawandel-Generation fordert heute massiv Änderungen in der Politik, und ich

glaube, es muss immer zu einem gewissen Punkt kommen, um politische Bewegungen letztlich auszulösen. Ich glaube nicht, dass wir in den 80er- und 90er-Jahren gehört wurden. Ich war Ende der 80er-Jahre auch auf der Straße gegen das sogenannte Waldsterben. Wir warnten damals, dass wir im Jahr 2021 50 Prozent weniger Wälder in Europa haben würden. Fakt ist, dass wir heute 50 Prozent mehr Waldflächen haben. Das hat mit der Abschaltung der Kohlekraftwerke in Osteuropa zu tun, der saure Regen hat nachgelassen, es gab eine Zunahme von Brachen, und dann ist der Wald zurückgekommen. Ich meine das jetzt nicht als Entschuldigung, aber es ist ganz schwierig, in die Zukunft zu schauen.

Welchen Rat würdest du der jungen Generation geben, um es besser zu machen als wir?

Wir haben 2021 ein kleines Buch publiziert mit dem Titel „Paradise Now. Die neuen Grenzen des Gartens“. Darin wird zum Beispiel der Białowieża-Urwald in Polen beschrieben. Dieser Wald, heute UNESCO-Weltnaturerbe und von Simon Schama als mittelalterliche Landschaft bezeichnet, verdankt seinen weitgehend ursprünglichen Zustand der Tatsache, dass er als Jagddomäne der polnischen Könige und anschließend der russischen Zaren vom Volk nicht zur Jagd oder forstwirtschaftlich genutzt werden durfte. Ein weiteres Beispiel für eine unglaublich schöne Landschaft ist Tschernobyl. Was lernen wir daraus? Alle Landschaften, aus denen wir Menschen ausgeschlossen sind, werden schöne Landschaften. Ich glaube zwar nicht, dass das die Zukunft sein sollte, aber ich frage mich, ob wir uns nicht wirklich in manchen Regionen aktiver aus der Landschaft zurückziehen sollten. Das hat Konsequenzen, und die Profession könnte das beschreiben.

Du rätst also der nächsten Generation, dass sie sich mehr dem Beschreiben widmen und den Rückzug aus der Landschaft stärker in Betracht ziehen sollte?

Ja, ich glaube, dass der Rückzug neben allen anderen gestalterischen Maßnahmen wirklich eine der Möglichkeiten ist, die wir in Betracht ziehen sollten. Wir wissen ja, was dann passiert. Die Sukzession setzt ein und neue Qualitäten entstehen, die wir



beschreiben können. Die Rückzugsstrategie braucht natürlich unsere Begleitung. Wir müssen erklären, warum und wie wir uns zurückziehen, warum wir zum Beispiel Mauern abbauen, die vor Hochwasser schützen, und wieso wir die Landschaft sich selbst überlassen. In zehn Jahren können das unglaublich schöne Landschaften sein. Das ist natürlich kein Allheilmittel, aber wir müssen mehr solcher Strategien entwickeln, die dabei nicht primär von einem Schutzgedanken geleitet sind. Das wäre eine zu statische Idee.

Vor vielen Jahren hast du schon betont, dass die sogenannten Naturkatastrophen eigentlich Naturkatastrophen seien. Vielleicht muss die nächste Generation, intensiv eingebunden in die gesellschaftliche Alltagskultur, das Bewusstsein für Landschaft stärker in den Mittelpunkt rücken?

Meines Erachtens brauchen wir ein anderes Landschaftsmanagement. Mit unseren Studierenden haben wir in der Nähe von Zürich zusammen mit Hydrologen eine Fallstudie durchgeführt. Die Wetterstation am Flughafen Zürich-Kloten meldet, ob es in den nächsten Tagen regnet. Zudem gibt's Temperaturfühler im Boden die es uns erlauben,

festzustellen, ob wir Wasser versickern können oder nicht. So ein Landschaftsmanagement kann man gut oder schlecht finden, aber feststeht, dass wir Speicher entwickeln müssen, um Wasser zurückzuhalten und dosiert abgeben zu können, was für die Landschaft sehr gut ist. Das sind hochtechnologische Lösungen, aber ich sehe keine andere Option, denn die Klimaproblematik hat einen Maßstab erreicht, wo wir mit technologischen Lösungen agieren müssen. Die neuen Speicher werden die Landschaften verändern, und die möchte ich dann nicht von Hydrologen gestaltet haben, sondern von jemandem, der von Landschaft etwas versteht.

Jacques Herzog schrieb 1998: „Ich kann mir vorstellen, dass wir einen Punkt erreicht haben, wo der Umgang mit Natur und das Einbeziehen von Landschaft in die Urbanisation unumgänglich geworden sind. [...] Es wird eine explosionsartige Zunahme von Landschafts- und Gartenarchitektur geben.“ Du bist einer derjenigen, die auf diese Explosion sehr bewusst reagieren. Ich denke, du wirst auch in Zukunft noch viele dafür begeistern, die Herausforderungen der Zukunft mutig anzupacken und danke Dir dafür.